

Dieses Dokument bietet einen unveränderten Textauszug aus:

Handbuch Interkulturelle Seelsorge

herausgegeben von

**Karl Federschmidt, Eberhard Hauschildt,
Christoph Schneider-Harpprecht, Klaus Temme
und Helmut Weiß**

Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag, 2002

Das copyright für diese elektronische Ausgabe liegt bei den Herausgebern.

Bis auf weiteres darf der Text, unverändert und mit Nennung von Autor und Quelle, für nichtkommerzielle und wissenschaftliche Zwecke verwendet werden.

Die Entdeckung Interkultureller Seelsorge

Entwicklung interkultureller Kompetenz in Seelsorge und Beratung durch internationale Begegnungen

Helmut Weiß

Die intensivsten Anregungen, sich mit interkulturellen Fragestellungen auseinander zu setzen, habe ich durch die Begegnungen mit Menschen aus anderen Kulturen bekommen. Diese Begegnungen haben mich herausgefordert und Antworten suchen lassen, wie ich persönlich und in meiner Arbeit als Seelsorger und Supervisor sensibel, verständnisvoll und offen mit Fremden und Fremdem umgehen kann. Sie haben mich gefördert, Menschen differenzierter zu sehen, mich an ihrer Vielfalt zu erfreuen und ihnen mehr Ehrfurcht entgegenzubringen. Sie haben meinen Glauben gestärkt, dass Gott viele Gesichter hat und auf vielfältige Weise wirkt. Die Begegnungen mit Menschen aus anderen Kulturen sind für mich oft beglückend, manchmal schmerzhaft und verletzend. Ich komme immer wieder an Grenzen. In den Begegnungen mit Fremden habe ich Demut und Bescheidenheit gelernt wie sonst nirgendwo.

Interkulturelle Begegnungen – und damit Interkulturelle Seelsorge – leben vom Erzählen. Interkulturelle Seelsorge ist narrative Seelsorge. In *Geschichten* von Begegnungen, Ereignissen und Personen scheinen kulturelle Eigenheiten auf. Durch Austausch mit Menschen aus fremden Kulturen wird man gewahr, dass man selbst und der Andere auf eine Weise redet, sieht, hört und deutet, die sich nicht von selbst versteht. Man ist aufgefordert, innezuhalten, zu reflektieren und zu fragen, mit welchen *Annahmen und Voraussetzungen* („assumptions“) wir reden, sehen, hören und deuten. Und dann beginnt das Fragen nach dem Anderen und nach sich selbst.

Interkulturelle Begegnungen – und damit Interkulturelle Seelsorge – leben vom Fragen. Wie lebt der andere Mensch? Warum lebt er so? Wie bewältigt er seinen Alltag? Was macht ihm Freude? Was treibt ihn um? Welche Fragen darf ich stellen, ohne dass es peinlich wird? Was kann er verstehen, wenn ich ihm von mir erzähle? Durch Fragen zeige ich mein Interesse, durch Fragen setze ich mich dem Anderen aus und zeige meine Begrenzung.

Es ist darum m.E. von der Sache her richtig, wenn ich meine Bewegung auf eine Interkulturelle Seelsorge hin im Folgenden so darstelle, dass ich von Begegnungen erzähle und Fragen stelle. Wo ich vorläufige Antworten gefunden habe, gebe ich sie, um das Gespräch anzustoßen. Ich gehe in meinem Erzählen und mit meinen Fragen an den internationalen Seminaren entlang, die seit 1986 stattfinden und die für mich jedes Mal große Herausforderungen darstellten. Diese Seminare haben

dann schließlich zu der Gründung der „Gesellschaft für Interkulturelle Seelsorge und Beratung“ (*Society for Intercultural Pastoral Care and Counselling – SIPCC*) geführt, die sich als ein Forum für interkulturelle Fragestellungen im Hinblick auf Seelsorge und Beratung versteht.

1 Das erste „Internationale Seminar“ 1986

Im Jahre 1985 plante ich als Leiter des Seelsorgezentrums im Diakoniewerk Kaiserswerth das erste Internationale Seminar für Seelsorge und Beratung. Es sollte ein Treffen werden, das praktizierenden und lehrenden Seelsorgerinnen und Seelsorgern Gelegenheit gab, sich auf internationaler Ebene miteinander auszutauschen. Dieser Austausch wurde von einigen wenigen bereits betrieben, doch schien es nützlich, die Basis dafür zu erweitern.

Zugleich waren politische Motive mit verantwortlich, solch ein Seminar zu planen. Die 80er Jahre waren vom West-Ost Konflikt geprägt. Durch jährliche Besuche in der DDR und in der Kursarbeit mit dortigen Kollegen und Kolleginnen war der Wunsch entstanden, Trennungen zu überwinden und danach zu fragen, wie wir uns gegenseitig anregen könnten, seelsorglich kompetent zu sein. Es war deutlich, dass die jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Bedingungen auch die seelsorgliche Arbeit prägten. Wäre es deshalb nicht nötig, diese Bedingungen genauer in den Blick zu nehmen, um sie für die jeweilige seelsorgliche Arbeit fruchtbar zu machen?

Die 80er Jahre waren geprägt von der Frage nach Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Nicht nur der Ost-West Konflikt, auch die Trennung von Nord und Süd und die Gefährdung der Umwelt traten deutlich in den Vordergrund. Wie hatte Seelsorge damit zu tun, konnte sie zu diesen Problemen Beiträge leisten?

Die Trennungen in Ost und West, also in Sozialismus und Kapitalismus, in Nord und Süd, also in Reichtum und Armut waren wesentliche Motive, Seelsorgerinnen und Seelsorger aus unterschiedlichen Weltgegenden zu Begegnung, Gespräch und Austausch einzuladen. Wie kann in solch einer Welt Hilfe für Menschen durch Seelsorge und Beratung geleistet werden? Wie können in solch einer Welt Seelsorgerinnen und Seelsorger öffentlich Verantwortung übernehmen? Wie bekommen Seelsorge und Beratung politische und soziale Verantwortung?

Das erste Internationale Seminar fand vom 16. bis 20. Juni 1986 in Kaiserswerth statt. Als Thema war gewählt worden: *Hoffnung und Heil in einer gefährdeten Welt – Hope and Wholeness in a Threatened World*. Als Referent kam Prof. Howard Clinebell, der vor allem auch durch sein Buch *Modelle beratender Seelsorge* hier in Deutschland bekannt war¹.

¹ H.J. CLINEBELL, *Modelle beratender Seelsorge*, München: Kaiser (u.a.) 1971.

Gleich am zweiten Tag kam es zum ersten Konflikt: Zwei Teilnehmer aus den Niederlanden verließen verärgert das Seminar, weil sie anderes erwartet hatten, als jetzt geboten wurde. Der Referent fand mehr und mehr ein zwiespältiges Echo: Manche waren angetan, sogar begeistert, andere waren enttäuscht von seinen Ausführungen. Ein ganz wichtiger Aspekt war die Zweisprachigkeit des Seminars, englisch und deutsch. Ich hatte im Vorfeld mit dem Referenten abgesprochen, dass er seine Referate vorher einreichen solle, damit sie ins Deutsche übersetzt werden könnten. Er sollte dann in Englisch referieren, andere könnten die Ausführungen in Deutsch lesen. Leider hielt er sich nicht daran, so dass dauernd übersetzt werden musste, was manche sehr ungeduldig machte.

Es wurde bald klar, dass die verschiedenen Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit unterschiedlichen Annahmen und Erwartungen gekommen waren, und diese führten zu Spannungen. Etwa sechs Wochen bevor das Seminar begann, war das Reaktorunglück von Tschernobyl geschehen. Natürlich erwarteten die Europäer, dass der Referent darauf eingehen würde. Er aber berichtete von einem Besuch in Hiroshima und über seine Betroffenheit als Amerikaner über den Abwurf der Atombombe. Er führte in einem Vortrag aus, welche Schritte von Kirchengemeinden getan werden könnten, um sich an der Friedensarbeit zu beteiligen. In der Diskussion aber stellte sich heraus, dass die Gemeinden in Ost- und Westdeutschland und den Niederlanden schon längst eine Vielfalt von Friedensaktivitäten praktizierten. Er betonte, dass seine Ansichten in den USA kaum akzeptiert würden, viele Teilnehmende fanden ihn jedoch ‚typisch amerikanisch‘.

Gerade diese Unterschiede, Spannungen und Auseinandersetzungen wurden zu Herausforderungen und dadurch zu fruchtbaren Momenten. Die eigenen Annahmen mussten überprüft werden. Was den Einen selbstverständlich war, war anderen fremd oder gar unbekannt.

2 Sprache im interkulturellen Dialog

Vom ersten Moment an hat sich Sprache als wesentliches Element in interkulturellen Begegnungen herausgestellt. Begegnung zwischen Menschen unterschiedlicher Kulturen ist Übersetzungsarbeit, die allerdings nur bedingt gelingt. Wovon sprechen wir, wenn wir bestimmte Wörter benutzen, und meint das Äquivalent in der anderen Sprache wirklich Gleiches oder etwas anderes? Frauen und Männer, die durch die Seelsorgebewegung geprägt waren, hatten beim Wort „Seelsorge“ andere Assoziationen als ‚konservative Pfarrer‘ aus der BRD oder als Kolleginnen und Kollegen aus kommunistischen Ländern. Und kann Seelsorge tatsächlich durch „pastoral care“ übersetzt werden?

Zu dieser Außenseite von Sprache, die schon recht kompliziert ist und zu vielen Irritationen und Missverständnissen führen kann, kommt noch eine Innenseite: Seelsorge findet nicht nur im Gespräch statt, sie *ist*

Gespräch. Das ist ein wesentliches Kennzeichen von Seelsorge. Menschen kommen miteinander in Beziehung und tauschen sich persönlich aus. Sprache ist also hauptsächliches Kommunikationsmittel in der Seelsorge. In welcher Sprache teilt sich eine Person mit, wenn sie ihr Inneres ausdrücken will? Welche Bilder wählt sie dafür? Welche Emotionen entstehen in welchen Zusammenhängen, und welche Worte finden sich dafür? Wie kann Seelsorge Sprachhilfe werden? Diese Fragen entstehen auch bei Menschen aus gleichem Sprach- und Erfahrungsbereich. Sie werden aber besonders problematisch bei Menschen mit unterschiedlichen Muttersprachen und kulturellen Prägungen. Hier wird unmissverständlich deutlich, dass Seelsorge Übersetzungsarbeit ist, und zwar nicht nur der gesprochenen Worte, sondern des inneren und äußeren Lebens. Dafür allerdings braucht es eine Hermeneutik. Welche Hermeneutik ist für eine interkulturelle Seelsorge sinnvoll und brauchbar? Ist vielleicht sogar eine neue Hermeneutik zu finden, um die Übersetzungs- und Verständigungsarbeit über Kulturen hinweg möglich zu machen?

Die Frage nach dem Umgang mit Sprache ist auch nach Jahren vielfacher Erfahrung ein zentraler Punkt in den interkulturellen Begegnungen geblieben. Ein Beispiel aus dem Jahr 1999: Mit englischen Kolleginnen und Kollegen sitzen wir zusammen, um das Thema für das Seminar im Jahre 2000 zu formulieren. Sie schlagen vor: *Human Dignity, Culture and Health*. Mit *health* meinen sie Gesundheit, Wohlergehen, Wohlfahrt und gleichzeitig das gesamte Gesundheitssystem in ihrem Lande. Sie finden *health* ein zentrales Problem ihrer Arbeit, des täglichen, sozialen und politischen Lebens. Wir als deutsche Vertreter haben große Mühe, uns auf *health* einzulassen, da wir kein Wort im Deutschen finden, das diese vielen Aspekte beinhaltet. Unsere englischen Freunde sehen unser Zögern – und deuten es als Widerstand, uns auf sie einzulassen. Es dauert, bis deutlich wird, aus welcher unterschiedlichen Zusammenhängen wir jeweils hören und reden.

3 Ausweitungen nach Süden

Trotz der großen Spannungen im ersten Seminar 1986 war deutlich geworden, dass es wichtig und gut war, sich auszutauschen. Allerdings regte Prof. Clinebell an, in Zukunft so intensiv wie möglich Teilnehmende aus der südlichen Hemisphäre zu gewinnen. So entschied ich, das zweite Seminar im Jahre 1988 unter das Thema *Seelsorge und Befreiung – Pastoral Care and Liberation* zu stellen und Referenten aus Asien, Afrika und Lateinamerika einzuladen. Aus Zaire kam Masamba Mpolo, aus Indien Salim Sharif und aus Brasilien Lothar Hoch. Ihre

Beiträge eröffneten für die meisten Anwesenden ganz neue Perspektiven².

3.1 Seelsorge mit Armen

Wie kann Seelsorge aussehen mit Menschen, die arm sind? Therapeutische Ansätze, wie sie in der Seelsorgebewegung bevorzugt wurden, tragen nicht, wenn Menschen hungern und von täglicher Gewalt bedroht sind. Die Ausführungen des Kollegen aus Brasilien mahnten, nach einer „Seelsorge für die Unterschichten“ zu suchen – gerade auch im europäischen und deutschen Kontext.

3.2 Seelsorge und rituelles Handeln – Krankheit und Gesundheit – Religion in allen Lebensäußerungen

Der Kollege aus Zaire brachte Heilung und Befreiung zusammen und führte die Zuhörenden in die Vorstellungswelten Afrikas, die grundlegende Bedeutung von Familie und Gemeinschaft, in völlig andere Krankheitsbilder wie Besessenheit und in traditionelle afrikanische Heilungsmethoden ein, die vor allem auf rituellen Handlungen beruhen. Wieder waren diese Ausführungen eine Infragestellung eigener Annahmen: dass Seelsorge nicht individualistisch ausgerichtet ist und in seltenen Fällen in einer Zweierbeziehung geschieht, sondern in Familie und Sippe; dass Seelsorge dann therapeutisch wird, wenn sie spirituell ist; dass Afrika eine erfolgreiche Tradition von körperlicher und psychischer Heilung vorweist und ein verzweigtes Netz von Heilerinnen und Heilern hat; dass Seelsorge nicht nur von Gespräch, sondern gerade auch von rituellen Handlungen lebt.

Erstaunlich war auch, dass das afrikanische Verständnis von Gesundheit und Krankheit eine ganz eigene Prägung hat. Krankheit ist immer mit Störungen im sozialen Umfeld verbunden bzw. durch solche Störungen verursacht. Gesundheit kann also nur hergestellt werden durch die Beseitigung der sozialen Störungen. Dabei sind nicht nur die Lebenden im Blick, sondern gerade auch die verstorbenen Ahnen – sie gehören in den Familien- und Sippenverbund. Um aber die Störungen zu beseitigen, gilt es, durch rituelle Handlungen Frieden herzustellen. Wir lernten weiter, dass Religion und Spiritualität alle Lebensbereiche der Menschen durchzieht. Das Verständnis von Welt, Mensch von Geburt bis zum Tod und über den Tod hinaus, Familie und Ahnen, Alltag und Feier muss religiös verstanden und gedeutet werden.

² Die Beiträge zu diesem Seminar sind in der Zeitschrift *Wege zum Menschen* erschienen, als Heft 3 / April 1990.

3.3 Politische Methoden als Anregung für Seelsorge

Der Referent aus Indien knüpfte an die politischen Befreiungsmethoden Mahatma Gandhis im Unabhängigkeitskampf Indiens an und zeigte auf, wie diese auch für seelsorgliche Arbeit fruchtbar gemacht werden können. Wieder ein Ansatz, der ungewöhnlich war: politische Methoden zur Hilfe auch für einzelne Menschen. Eindrücklich war mir, dass er von der heilenden und befreienden Aura sprach, die von Menschen ausgehen müsse, um helfen zu können. Seine Ausbildung sei darauf ausgerichtet, dass Seelsorger und Berater – weiblich und männlich – ihre Aura entdeckten. Hier gab es Anklänge an bekannte Stichworte wie „Echtheit“ und „Authentizität“, und doch schwang hier etwas mit, was von mir und anderen kaum nachzuvollziehen war.

4 Die Umbrüche im Ostblock und das Seminar in Groß-Dölln

In den nächsten zwei Seminaren, die in der Evangelischen Akademie in Mülheim/Ruhr stattfanden, drängten sich wieder die Ost-West Ereignisse in den Vordergrund. Im September 1989 kamen die Teilnehmenden aus der DDR und Ländern Osteuropas in den Westen mit dem Gefühl, dass sich „etwas tue“, aber niemand ahnte, wohin dies führen würde. Sie erzählten von den Lebensbedingungen unter dem Kommunismus und von den Schwierigkeiten kirchlicher und seelsorglicher Arbeit und waren begierig, vom Westen zu lernen, da sie sich von neueren Entwicklungen in der Seelsorge abgeschnitten fühlten. Allerdings brauchte es für sie einige Zeit, bis sie ungefähr verstehen konnten, was mit Pastoralpsychologie und der Verbindung von Seelsorge und Humanwissenschaften gemeint war. Seelsorge in Polen, Ungarn, in der Tschechoslowakei und Rumänien hatte vor allem den Charakter von Ermahnung und Ratschlag. Ich hatte den Eindruck, dass es vielen im Westen schwer fiel, dies ernst zu nehmen und zu würdigen. Vor allem war es nahezu unmöglich, dass sich die „Ostler“ in der Öffentlichkeit, also in den Plenarsitzungen, äußerten – außer einigen wenigen, die sich hervortaten. Wie konnten wir ihnen verhelfen, ihren Erfahrungen und Fragestellungen Raum zu geben, und zwar als Partner?

Interkultureller Dialog kann nur geschehen, wenn die Beteiligten sich auf die gleiche Ebene begeben. Julian Müller aus Südafrika hat das in einem späteren Seminar folgendermaßen ausgedrückt: In der Seelsorge begegne ich dem anderen in der Position des Nicht-Wissens („*not knowing*“). Ich bin nicht Experte, um zu belehren, und habe nicht eine ‚höhere Position‘, sondern ich stelle mich auf mein Gegenüber ein, bin so weit wie möglich offen und betrachte ihn oder sie als die Person, die viele Ressourcen hat. Er führte das aus als weißer Südafrikaner mit der Geschichte der Apartheid und ihrer rassistischen Dominanz.

Wie könnte dies umgesetzt werden in der Begegnung mit Kolleginnen und Kollegen aus dem Osten, wo doch feststand, dass das westliche System, auch die westlich geprägte Seelsorgepraxis „fortschrittlicher“ war?

Weil die Kolleginnen und Kollegen aus dem Osten sich relativ zurückhielten und weniger wagten, in der Öffentlichkeit zu reden und ihre Erfahrungen einzubringen, kamen schon im Frühjahr 1989 Überlegungen auf, mit den Seminaren in den Osten zu gehen, um die Teilnehmenden der dortigen Situation auszusetzen und die dortigen Verhältnisse zu erleben. Wie aber sollte das angesichts der bestehenden Mauern geschehen? Wie sollten etwa 80 Personen aus aller Herren Ländern und der BRD Einreisevisa für die DDR erhalten?

Und dann war plötzlich die Lage ganz anders. Zur Eröffnung des Seminars im September 1990 war eine große Gruppe aus der DDR angereist, unter ihnen der Rostocker Pfarrer Joachim Gauck, und diese Kolleginnen und Kollegen berichteten von den Erlebnissen und Erfahrungen der vorangegangenen Monate. Sie erzählten, wie kirchliche Aktivitäten zum Protest beigetragen hatten, wie die Sorge um die Menschen und um Frieden und Freiheit politisch geworden war und wie neue Verhältnisse die Seelen der Menschen aufatmen und zugleich ängstigen ließen. Freude und Enttäuschung, Erleichterung und Bangen mischten sich, und die Menschen aus den anderen ehemals kommunistischen Staaten ergänzten und variierten. Die Zuhörenden aus dem westlichen Europa und aus Übersee hörten gebannt zu, und es ergaben sich lange und intensive Gespräche. Allerdings betonten die Freunde aus dem Osten immer wieder: Was das bedeute, unter einer kommunistischen Diktatur zu leben, das könnten andere nur bruchstückhaft begreifen und nachvollziehen. Dieses System habe ja alle Bereiche durchdrungen und in vieler Hinsicht beschädigt.

Am Ende des Seminars von 1990 lud dann Klaus-Dieter Cyranka, der Leiter des Seelsorgeseminars in Halle/Saale, der die letzten Seminare schon mit vorbereitet hatte, nach Groß-Dölln ein, in ein Tagungszentrum der Diakonie in der Schorfheide nördlich von Berlin. Es sollte ein schwieriges Seminar werden, voller Spannungen und Gegensätze.

Während im Jahr davor noch Freude vorherrschte über die Entwicklungen in der DDR, brachen jetzt gleich zu Anfang die Auseinandersetzungen zwischen den vereinigten Deutschen aus. Die Enttäuschung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus dem Osten machte sich in Vorwürfen und Klagen Luft, mit denen die anderen kaum umgehen konnten. In Hoyerswerda war gerade während des Seminars ein Heim für Asylbewerber angezündet worden, es hatte Tote gegeben. Eine Gruppe wollte, dass wir als Seminar eine Resolution an den Außenminister Deutschlands erstellten, deren Inhalt die Leitung nicht unterstützen konnte. So gab es heftige Konflikte zwischen Leitung und Teilnehmenden. Immer waren wir als Leitung für politische Relevanz der Seelsorge eingetreten, aber als es ernst wurde, konnten wir uns nicht

dazu durchringen, eine einseitige Position zu übernehmen. Die Leitung fühlte sich instrumentalisiert, die betroffenen Teilnehmenden unverstanden und dominiert.

Ebenfalls während des Seminars brach ein Bürgerkrieg in Zaire aus. Truppen rebellierten gegen den Machthaber Mobutu, Frankreich schickte Truppen zu seiner Unterstützung. Ein Teilnehmer aus Zaire verfolgte diese Aktivitäten mit besonderem Interesse. Er machte sich Sorgen um seine Familie und um die Jugendlichen, die er in Kinshasa betreute. Sehr direkt und offen wies er darauf hin, dass viele Schwierigkeiten Afrikas auf die Aufteilung des Kontinents durch die europäischen Kolonialmächte bei einem Kongress 1875 in Berlin – also ganz in der Nähe – zurückzuführen seien und wir deshalb mit Verantwortung trügen. Aber wie? Wie konnten wir dieser Verantwortung gerecht werden? Durch Hilfe zur Demokratisierung und nicht durch die Unterstützung korrupter Diktatoren, war seine Antwort. Aber wie konnten wir dazu beitragen?

Zugleich brachte dieser christliche Kollege ein eigenes Problem in eine Kleingruppe ein: Er solle demnächst von seinem Vater die Häuptlingswürde für seinen Stamm übernehmen. Dazu aber müsse er noch eine Frau nehmen, es sei Stammesvorschrift, dass Häuptlinge mindestens zwei Frauen hätten. Was würden wir ihm raten als Christen? Dass die Gruppe verwirrt war, lässt sich leicht verstehen. Die üblichen KSA-Selbsterfahrungsmethoden, wo jeder und jede einen eigenen Weg finden muss, verfangen nicht. Er wollte eine klare Weisung, und zwar aus der Schrift. Er wollte eine Lösung des Konfliktes zwischen eigener Kultur und dem Wort Gottes. Die Gruppe konnte ihm nicht helfen.

5 Ehe, Familie und Geschlechterbeziehungen

1992 sollte dann ein Experiment stattfinden. Bisher hatte ein kleiner Leitungskreis, bestehend aus Frau Pfarrerin Engel-Hiddemann von der Evangelischen Akademie Mülheim/Ruhr, Pfarrer Klaus-Dieter Cyranka vom Seelsorgeseminar Halle/Saale und mir, die Themen gesucht und die Struktur der Seminare erarbeitet. Die Besucherinnen und Besucher aus dem Ausland mussten sich diesen Themen, die uns wichtig vorkamen, stellen. Jetzt kam der Vorschlag, interessierte Ausländer sollten ein Thema vorschlagen. So saß ich beim Internationalen Kongress in Nordwijkerhout in den Niederlanden im August 1991 mit einer kleinen Gruppe aus Übersee zusammen, um für das folgende Jahr ein Thema zu überlegen. Für mich unerwartet wurde eigentlich ohne viel Diskussion das Thema „Ehe und Familie“ vorgeschlagen. Ehe und Familie – das war nun gar nicht in meinem Horizont gewesen. Was sollte daran wichtig und brisant sein? Natürlich kam das Thema in Seelsorge und Beratung vor; aber sollten wir darüber eine ganze Tagung machen?

Ich kam mit diesem Vorschlag in die Planungsgruppe zurück – und stiftete Verwirrung. Wir bekamen keinen ordentlichen Titel zustande, wir wussten nicht, wie wir das Seminar gestalten sollten. Wir berichteten anderen von diesem Vorhaben – und fanden wenig Echo. Wir erlebten, was die Kolleginnen und Kollegen aus Übersee oft erlebt hatten, wenn sie zu uns gekommen waren, nämlich dass diese Fragen und Themen nur am Rande interessierten.

Bei näherer Betrachtung fiel uns auf, dass die afrikanischen Referentinnen und Referenten bisher immer das Thema Ehe und Familie behandelt hatten, ganz gleich zu welchem Thema sie sprachen. Uns fiel ein, was im Jahr davor Daisy Nwachuku vorgetragen hatte zu den Spannungen zwischen dem traditionellen Ehe- und Familienverständnis in Afrika und dem westlichen Einfluss, der dieses Verständnis massiv störte.

Erst im Seminar selbst wurde deutlich, dass Ehe und Familie die zentralen Fragen in traditionellen Kulturen sind und alles andere dadurch bestimmt wird. Traditionelle Kulturen denken nicht in „Gesellschaft“, sie denken in Familienverbund (*extended family*), in Sippe (*clan*) und Sippverbund (*tribe*). Ausgeklügelte Beziehungsstrukturen halten die Gemeinschaften zusammen, die unterschiedlichen Rollenverteilungen ermöglichen Differenzierung und Arbeitsteilung. Das alles bricht zusammen durch Industrialisierung und Urbanisierung. Das Aufkommen der Kleinfamilie stört die gesamten sozialen Strukturen oder hebt sie sogar auf. Das aber durchdringt das gesamte Leben: Die persönlichen und sozialen Beziehungen, das Verständnis von sich als Frau und Mann, die ökonomischen Voraussetzungen und das religiöse und spirituelle Verständnis sind in Mitleidenschaft gezogen. Wenn also Familie und Ehe zur Disposition stehen, steht alles auf dem Spiel.

Es brauchte eine lange Zeit, bis wir erkannten, welche überragende Bedeutung Familie und Geschlechterrolle für die allermeisten Menschen in sehr vielen Kulturen spielen. Familie ist da ein mehrere Generationen übergreifender ökonomischer und emotionaler Verbund von einer Komplexität und manchmal auch einer Ästhetik, die wir kaum nachvollziehen können. Eine hilfreiche seelsorgliche und beratende Arbeit mit Menschen aus solchen Kulturen kann aber nur geschehen, wenn die jeweiligen Familienstrukturen verstanden und gewürdigt werden. Natürlich ist dabei auch zu sehen, wie traditionelle Strukturen in bestimmten Zusammenhängen nicht mehr funktionieren können. Aber dennoch können alte kulturelle Familienregeln nicht über Bord geworfen werden, denn dann wird ein Netzwerk von Bezugssystemen verlassen – und was bleibt dann?

Die Rolle der Geschlechter und geschlechtliches Leben wird in vielen Gesellschaften und Kulturen anders gesehen, als wir es tun. Geschlechterrollen sind anders verteilt und häufig festgelegt. Hier wird für uns das Gespräch oft schwierig, weil wir uns Fragen ausgesetzt sehen, ob unser Umgang zwischen den Geschlechtern produktiv oder destruktiv sei.

Noch eine Frage kommt hier auf: Wie können sich Seelsorger, die sich gesellschaftlich engagieren, mit Seelsorgern verständigen, die nicht „gesellschaftlich“ zu denken gewohnt sind? Was heißt in interkulturellen Begegnungen überhaupt „Gesellschaft“? Wie können Beraterinnen, die Emanzipation und Individuation als Ziel ihrer Tätigkeit propagieren, sich mit Frauen aus Kulturen verständigen, die durch Emanzipation und Individuation in ihrem Selbstverständnis gefährdet werden?

6 Interkulturelle Seelsorge – erste Fragen und Versuche

Nach etlichen Jahren hatten wir viele Erfahrungen mit Menschen aus anderen Kulturen gemacht. Wir hatten erfahren, dass sie Seelsorge und Beratung anders sehen und dass sie für unser Verständnis und unsere Arbeit Herausforderungen waren. Aber wie sollten wir deren Beiträge praktisch und theoretisch verarbeiten?

Etwa 1992/1993 sprachen wir in unserem Vorbereitungskreis für die Seminare zum ersten Male von einer „Interkulturellen Seelsorge“ – ohne genau benennen zu können, was wir damit meinten. Uns war deutlich: Seelsorge musste „kontextuell“ sein und damit auf die soziale und politische Dimension der betroffenen Menschen eingehen. Wir verstanden: Die jeweilige Kultur ist grundlegend, um Menschen zu verstehen. Wir hatten erfahren: Der Prozess des gegenseitigen Verstehens von Fremden kann schmerzhaft und beglückend sein. Aber wir hatten keine Theorie und keine Hermeneutik, um unsere Fragen und Gedanken zu ordnen.

In anderen Disziplinen – etwa in der Pädagogik – begann man, Modelle für interkulturelles Lernen zu entwickeln. Wir studierten manches davon, hatten aber den Eindruck, dass das Material für die Seelsorge nur bedingt brauchbar sei. Vieles kam uns zu „technisch“ und „methodisch“ vor. Wir hatten den Eindruck, dass die Seelsorge interkulturelle Fragestellungen noch nicht entdeckt habe, und nahmen uns vor, uns mit den bescheidenen Mitteln, die wir zur Verfügung hatten, an die Arbeit zu machen.

In den Seminaren 1992 und 1993 begleitete Frau Professorin Liesel-Lotte Herkenrath-Püschel, die schon seit etlicher Zeit an den Seminaren teilnahm, das Leitungsteam als Beraterin. Sie war in der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie zuständig für internationale Beziehungen und Tagungen und engagierte sich sehr stark für die Pastoraltheologie in Afrika durch die Veröffentlichung von Büchern afrikanischer Autorinnen und Autoren. Frau Herkenrath-Püschel ging mit uns die Sitzungen durch und fragte immer wieder, wie wir die abgelaufenen Prozesse sähen, welches die persönlichen und welches die kulturellen Faktoren seien, die dabei eine Rolle spielten. Es war nicht leicht für uns, diese Ebenen auseinander zu halten. Wenn im Plenum die deutschen und westeuropäischen Teilnehmenden sich auseinander setzten

und osteuropäische und asiatische Frauen und Männer schwiegen, hatte das nicht mit ihrer Zurückhaltung zu tun, die sie im Laufe der Zeit aufgeben würden? Als das allerdings nicht „von selbst“ geschah, kam die Überlegung auf, diesen „Minderheiten“ den Vorrang in Diskussionen zu lassen. Als die Leitung das einbrachte, kam der – berechtigte – Vorwurf, hiermit würden kulturelle Überlegenheit und Unterlegenheit befestigt.

Wir hatten erkannt, wie sehr sich die persönliche und die kulturelle Ebene vermischen und bedingen, aber wir fanden zunächst keine Mittel, sie hilfreich zu unterscheiden. In informellen Begegnungen, in Einzelgesprächen und in Kleingruppen war das meist nicht so dramatisch, da man einander erzählen konnte und deutlicher war, wer jetzt gerade in der Position des Redenden und des Zuhörenden war. Im Plenum brachen Konflikte auf, weil weniger erzählt wurde, stattdessen immer wieder Aussagen und Statements abgegeben wurden – so wie das auch sonst in der Öffentlichkeit geschieht.

Wenn Konflikte aufbrachen, fragten wir die Kolleginnen und Kollegen aus anderen Kulturen – etwa aus Afrika –, wie sie in ihrer Kultur Konflikte lösten. Sie erzählten es, aber es führte kaum weiter, da im Seminar die Voraussetzungen dafür nicht gegeben waren. Die Klärung eines Konfliktes in Afrika geschieht nach Ordnungen und Vorgaben: Bestimmte Personen haben die Autorität, die Beteiligten zusammenzurufen; wer wann sprechen darf ist klar geregelt; die Personen, die in den Konflikt verwickelt sind, nehmen Auflagen der Autoritäten an. Es wäre illusorisch, solche Abläufe für eine Plenum-Veranstaltung zu installieren. Wie aber sollten wir im Seminar Voraussetzungen schaffen, dass unterschiedliche Kulturen auch im Plenum – also in der Öffentlichkeit – zu einem fruchtbaren Austausch kommen?

Wir gestalteten Plena, in denen die kulturellen Unterschiede deutlich werden sollten. In kulturell heterogenen Kleingruppen sollten Erfahrungen zu bestimmten Fragestellungen ausgetauscht werden, die dann im Gesamtplenum noch einmal reflektiert werden sollten. Aber dies gelang nur selten – so wie es meist nicht sehr anregend ist, wenn Grupeerfahrungen im Plenum noch einmal berichtet werden. Wir überlegten, welches Bild wir für diese Sitzungen im Plenum ohne Vorträge finden könnten. Wir erfanden den „Markt“ und nannten das Plenum „*Interkulturelles Forum*“. Aber als in der ersten Sitzung eines Seminars die Leitung von Markt redete, stand ein Inder auf und gab seinem Unwillen Ausdruck: Markt erinnere ihn an „*free market*“, und der sei für Indien eine Katastrophe; er könne sich hier im Seminar nicht auf solch ein Bild einlassen. Niemand hatte bei der Vorbereitung mit solch einer Reaktion gerechnet. Dort war an römische, mittelalterliche und afrikanische Märkte mit ihrer Buntheit und Vielfalt gedacht worden und an öffentliche Rede, nicht an imperialistische Weltwirtschaft.

Von Jahr zu Jahr haben wir weiter an dem Interkulturellen Forum gearbeitet. Es ist zu einem Markenzeichen der Seminare geworden. Gegenwärtig haben wir für das Seminar 2000 in London formuliert:

Das Interkulturelle Forum dient der Reflexion der kulturellen Selbst- und Fremdwahrnehmung. Dabei geht es vor allem auch um eigene Bilder und Vorurteile. Die Erfahrungen kultureller Verschiedenheiten, Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten sollen nicht nur erlebt, sondern auch angesprochen, so weit wie möglich öffentlich gemacht und in einen interkulturellen Dialog eingebracht werden. Die Erweiterung der gegenseitigen Wahrnehmung hat folgende Lernziele:

- sich den Fragen in Bezug auf eigene und andere Kulturen zu öffnen;
- gegenseitige kulturelle Achtung und Würdigung zu stärken;
- fremden Kulturen angstfreier zu begegnen und Toleranz zu leben;
- mit unterschiedlichen und gegensätzlichen Prägungen Gemeinschaft zu bilden;
- im eigenen seelsorgerlichen und beraterischen Arbeitsfeld mit unterschiedlichen kulturellen Mustern bewusster zu arbeiten.

Für diese Lernziele sind folgende Einstellungen wichtig: Bereitschaft zum aktiven Zuhören und zum offenen Sprechen / gegenseitige Wertschätzung / Geduld miteinander und Mut, Spannungen auszuhalten / Bereitschaft, sich auf Fremdes einzulassen / die eigene persönliche, kulturelle und spirituelle Prägung einzubringen und dafür Verantwortung zu übernehmen / gelungene Schritte der Verständigung zu würdigen.

Im interkulturellen Dialog ist es wichtig, einander Geschichten von sich zu erzählen und auch, wie man andere wahrnimmt. Diese Geschichten werden von guten und schmerzlichen Erfahrungen, von der Freude des Zusammentreffens und der Angst, Fremdem zu begegnen, handeln. Ebenso ist es wichtig, im interkulturellen Dialog Fragen zu stellen und zuzuhören, um neue Einsichten zu gewinnen. Im Interkulturellen Forum wird die Arbeitsweise sein, einander von interkulturellen Erfahrungen zu erzählen und folgenden Fragen nachzugehen:

- Was habe ich gelernt?
- Welches sind die kulturellen Hintergründe für meine Erfahrungen und mein Lernen?
- Könnten gewonnene Einsichten fruchtbar werden für die eigene pastorale Arbeit?

Die Frage nach der kulturellen Selbst- und Fremdwahrnehmung setzt sich in den Reflexionsgruppen fort. Deshalb sind sie mit Mitgliedern verschiedener Kulturen zu besetzen. Fragen und Impulse aus den Reflexionsgruppen können in das nächste Forum eingebracht werden.

7 Fragen der Ökonomie

Fragen der Ökonomie beschäftigten uns zunehmend in den Seminaren, je mehr Kolleginnen und Kollegen aus Ländern aus Übersee teilnahmen. Sie schilderten, wie sie Seelsorge und Beratung angesichts von Armut und Unterdrückung machten. Unvergesslich bleibt mir ein Vortrag von Professor Ronaldo Sathler Rosa aus Sao Paulo in Brasilien, der von seiner Arbeit mit Hausbediensteten und Reinigungskräften an einer Universität erzählte. Da es zeitlich nicht anders ging, trafen sich Männer und Frauen aus dieser Schicht nachts zwischen 23.00 und 24.00 Uhr in einer Gruppe von 8 bis 10, um miteinander auszutauschen, was

sie beschäftigte: wie schwierig es sei, die Kinder durchzubringen; dass der Mann verschwunden sei; dass die öffentlichen Verkehrsmittel nicht dorthin führen, wo sie wohnten. Herr Sathler Rosa legte dar, wie hilfreich und stärkend diese Runde für die Beteiligten war. Er intervenierte kaum – diesen Frauen und Männern war es eine große Hilfe, dass ein *Doctore* sie ernst nahm. Herr Sathler Rosa ist Professor für Praktische Theologie. Er sieht seine Aufgabe darin, die Lebensbedingungen für Menschen zu verbessern. Auf seine Initiative hin sind verschiedene soziale Projekte in seiner Heimatstadt entstanden, unter anderem ein Hilfsprojekt für Straßenkinder. Er möchte weg von „*pastoral care*“, hin zu „*pastoral action*“.

Aber die Kolleginnen und Kollegen aus dem Süden der Welt erzählten nicht nur von ihren seelsorglichen Aktivitäten. Sie zeigten sehr deutlich, wie sehr eine beratende und therapeutische Seelsorge in Westeuropa und Nordamerika angebunden bleibt an eine relativ reiche Mittelschicht. Sie aber haben es mit Massen von Armen und Unterprivilegierten zu tun, auch wenn sie selbst der Mittelklasse in ihrem Land angehören. Sie drängten darauf, die Bedingungen der Ökonomie auf die Tagesordnung von Seelsorge und Beratung – und unserer Seminare – zu nehmen. So gaben wir dem Seminar 1993 den Titel: *Ökonomie und Gewalt – Herausforderungen für die Seelsorge*.

Ein Pfarrer aus Malaysia berichtete von den großen japanischen Firmen, die den Urwald in den Tropen ausbeuten. Er hatte in einem Dorf in Malaysia mit den Bewohnern gegen Abforstung gekämpft, war aber dann von der eigenen Regierung bedroht worden. Deshalb ging er in die Niederlande, um dort zu dem Thema Umweltzerstörung in seiner Heimat eine Doktorarbeit zu schreiben. Ist das Seelsorge, was dieser Pfarrer getan hat? Ist es politische Aktion? Er hatte auf jeden Fall versucht, die Menschen dafür zu stärken und zu ermächtigen, für sich, ihre Rechte und ihre Lebensgrundlage einzutreten. Aber war das nicht nostalgisch, die Dorfbewohner in ihrer traditionellen Lebensweise zu belassen? Wie lange würden sie so noch leben können? Wäre es nicht wichtiger, sie auf die neuen Realitäten einer globalen Wirtschaft vorzubereiten? In den Diskussionen wurde deutlich, in welche Konflikte sich Seelsorge hineinbegibt, wenn sie sich für öffentliche Belange einsetzt.

George Euling kam aus dem zentralen Hochland von Papua Neuguinea ins Seminar. Er war Pfarrer in einer Goldmine, arbeitete sozusagen als „Werkspastor“. Etwa zehn Jahre zuvor lebten die Menschen dort noch sehr abgeschirmt auf traditionelle Weise von der Jagd. Dann hatten australische Firmen Gold entdeckt und mit schwerem Gerät begonnen, im Tagebau Gold abzubauen. Innerhalb weniger Jahre hatte sich alles geändert. Jetzt wohnten die Bewohner in Hütten mit Wellblech, jetzt kauften die Jäger in den Läden Konservendosen, jetzt gingen manche Kinder in die Schule, andere hingen zu Hause herum. Die bisherige Ordnung war mit einem Schlag zerstört, neue Lebensweisen wurden importiert. Das Land, das dem ganzen Stamm gehört hatte

und ihnen heilig war, war der Minengesellschaft übergeben worden. Er hatte dafür eine Entschädigung erhalten, die aber gering war, während die Gewinne der Gesellschaft enorm stiegen. Das ganze Land war verseucht, die Fische im Fluss starben. Pfarrer Euling war von der Minengesellschaft angestellt worden und wurde von ihr bezahlt, um die einheimischen Arbeiter und die Dorfbewohner zu betreuen. Aber wie sollte er sich verhalten? Die Verhaltensweisen der Minengesellschaft konnte er nicht unterstützen, denn er sah, welche Folgen dies für die Menschen hatte. Musste er dann nicht ausscheiden aus diesem Dienst? Oder sollte er in der Gesellschaft auf Verbesserungen hin wirken?

Nach diesem Seminar hörten wir von ihm: Er war nach Hause gegangen und hatte mit australischen Rechtsanwälten zusammengearbeitet, um in einem Prozess eine wesentlich höhere Entschädigungssumme zu erstreiten. Außerdem hatte er sich für eine Verbesserung der Lebensbedingungen durch Brunnenbohrungen eingesetzt. Und er hatte regelmäßige Sprechstunden eingeführt, in denen die Menschen zu ihm kommen konnten, um ihm ihre Beschwerden vorzutragen. Er nannte das sein *counselling centre*. Er hatte nämlich im Seminar gelernt, wie wichtig es ist, Menschen mit ihren individuellen Sorgen und Nöten ernst zu nehmen und ihnen zuzuhören. Er hatte berichtet, dass in seiner Kultur die Autoritätsperson (Älteste des Stammes oder in der Gemeinde, Pastoren, Lehrer etc.) Rat und Anweisung geben, weil sie ja die Probleme der Menschen kennen. Das aber trafe auf ihn in der neuen Situation nicht zu. Oft wüsste er nicht, was die Einheimischen bewege, zumal er aus einem anderen Landesteil komme. Den Rat in einer Kleingruppe des Seminars, auf die Menschen mit ihren Sorgen und Nöten zu hören, hatte er auf seine Weise umgesetzt. Ich war glücklich, als ich von diesen Entwicklungen hörte und erfuhr, was unser interkultureller Austausch bewirken konnte. Und noch etwas wurde mir deutlich: Interkulturelle Seelsorge lebt vom Geben und Nehmen, von der gegenseitigen Bestärkung.

Diese Beispiele zeigen, dass es unter manchen Umständen nicht hilfreich ist, Grenzen zwischen *care* und *action* und zwischen Seelsorge und öffentlichem Handeln zu ziehen. Diese Beispiele zeigen, dass ein „therapeutisches“ Verständnis von Seelsorge unter manchen Bedingungen sogar schädlich sein kann. Hier geht es wahrlich nicht darum, die erschütterten Seelen der Menschen zu heilen, sondern Lebensbedingungen zu schaffen, mit denen sie die Erschütterungen ertragen können. Seelsorge hat sich hier bestimmten Interessen zu stellen, die sehr mächtig sind: wirtschaftliche Interessen von Aktiengesellschaften, deren Aktionäre weltweit nach Gewinn fragen; politische und wirtschaftliche Interessen der Regierung, die durch den Goldexport Devisen beschafft; Interessen von Maschinenfirmen, die schweres Gerät verkaufen wollen; Interessen von Arbeitern aus aller Welt, die gut verdienen wollen. Wie damit umgehen?

Interkulturelle Seelsorge stellt immer die Frage nach Werten. Denn im interkulturellen Austausch werden unterschiedliche Werte sichtbar. Interkulturelle Seelsorge schließt also ethische Fragestellungen ein. Allerdings kann es nicht darum gehen, eigene Werte anderen aufzudrängen, sondern danach zu suchen, wie Betroffene zu Entscheidungen und Konfliktlösungen finden. Oft haben uns die Kolleginnen und Kollegen aus Übersee auf die Frage, was wir hier in Europa tun können, geantwortet: Setzt euch dafür ein, dass bei euch der Wirtschaftsimperialismus begrenzt wird. Europäische und deutsche Firmen und Banken operieren weltweit, nicht immer zur Förderung der Interessen der Menschen dort. Sie haben uns gemahnt, Seelsorgerinnen und Seelsorger mit einem kritischen Gewissen zu werden, wenn es um wirtschaftliche Macht geht.

8 „Alles bricht zusammen“

Ein bleibender Höhepunkt in der Geschichte der Internationalen Seminare ist für mich das erste Seminar außerhalb Deutschlands 1994 in Prag (*Seelsorge und Beratung als Antwort auf gesellschaftlichen und kulturellen Wertewandel*). Es war schwierig gewesen, in Prag Kooperationspartner zu finden. Aber es gelang, die Ökumenische Diakonie in der Tschechischen Republik mit ihrem Leiter Dr. Karel Schwarz zu gewinnen. Es war nicht leicht, die Finanzierung sicherzustellen und einen geeigneten Tagungsort zu finden. Es war nicht leicht, das Seminar mit der tschechischen Gruppe inhaltlich vorzubereiten. Und auch der Beginn war ein Schock: Am ersten Tag des Seminars wurde mir vom Parkplatz des Tagungsortes mein Auto gestohlen.

Aber dennoch wurden es Tage, die erfüllt waren von Energie und vielen Impulsen für die Zukunft. Die gesamte Gruppe lernte, wie viel für die Menschen aus den ehemaligen kommunistischen Ländern zusammengebrochen war und welche Ängste und welche Energien das freisetzte. Dr. Karel Schwarz führte uns an Hand von Befragungen ein in den Wertewandel in der tschechischen Gesellschaft vor und nach der „sanften Revolution“. Er berichtete aber auch über die Enttäuschungen der Menschen, die sich erhofft hatten, sie würden schneller reich, das politische System sei schneller zu ändern. Und die anderen Kolleginnen und Kollegen aus den „neuen Bundesländern“ der BRD, aus Polen, Rumänien und Ungarn brachten ihre Erfahrungen, Hoffnungen und Frustrationen ein. Wie aber sollte Seelsorge unter diesen Umständen arbeiten? Wie könnte sie Hoffnung machen? Welchen Wertewandel sollte sie unterstützen?

Aber noch eine andere Frage kam auf: Wie kann Seelsorge und Beratung in Kirchen aufgebaut werden, die sich durch kommunistische Regime bisher vor allem auf Gottesdienste zu beschränken hatten und wo öffentliche Aktivitäten nur sehr begrenzt geduldet waren? Beraterin-

sche und therapeutische Aktivitäten wurden in Prag begonnen, vor allem in der Diakonie. Es war aber deutlich, dass Kirche viel weiter und breiter seelsorglich werden musste, wenn sie gesellschaftlich eine Rolle spielen und bei den Fragen und Nöten der Menschen sein wollte. So wurde unser Seminar ein Anstoß, danach zu fragen, wie sich Seelsorge in den postkommunistischen Staaten organisieren könne und ins Bewusstsein von Kirche und Gesellschaft gelange. Nach und nach wurde in der Tschechischen Republik und in anderen osteuropäischen Ländern an solchen Organisationen gearbeitet, und hier und da konnten die Internationalen Seminare dafür Anregungen geben. Sie haben also mitgeholfen, ein Netzwerk von Seelsorge in Europa zu fördern.

Jan Urban, ein Dissident der siebziger und achtziger Jahre und Fernsehjournalist, erzählte von seiner Unterstützung der Opfer im ehemaligen Jugoslawien. Sein Vortrag war für viele Teilnehmende ein inhaltlicher Höhepunkt. Er erzählte Geschichten von Kriegs- und Folteropfern und machte deutlich, dass diejenigen mit diesen Opfern am hilfreichsten arbeiten könnten, die selbst Opfer gewesen waren und trotz ihrer traumatischen Erfahrungen Hoffnung gewonnen hatten. Nicht „professionelle“ Helfer seien für die Opfer die wichtigsten Kontaktpersonen, sondern Menschen mit Leidenserfahrungen. Seine tiefe Humanität, gebildet durch eine Biographie eigener Verfolgungen, war eine großartige Anregung für uns Seelsorgerinnen und Seelsorger, Beraterinnen und Berater, nach unserer Menschlichkeit zu fragen und sie zu kultivieren.

Der letzte Vortrag kam von Dick Thielemann aus den Niederlanden: ein Plädoyer dafür, die säkulare Situation in Europa wahrzunehmen und in dieser Situation neue Formen von Seelsorge zu entwerfen – eine Seelsorge, die sich vor allem an Humanität orientiere. Seine Ausführungen bewogen uns dann, für das nächste Jahr ein Seminar über Seelsorge und Beratung in postmoderner Welt zu planen.

Das Seminar in Prag war ein großer Erfolg. Wichtig war, dass es trotz aller Widrigkeiten gelang und wir ermutigt wurden, mit der internationalen Arbeit fortzufahren und sie organisatorisch neu zu begründen.

9 Die Gründung von SIPCC und die Ausweitung interkultureller Aktivitäten

Am 17. Oktober 1995 fand die Gründungsversammlung für die Gesellschaft für Interkulturelle Seelsorge und Beratung / Society for Intercultural Pastoral Care and Counselling – SIPCC in Düsseldorf statt. Damit war die Basis geschaffen, die Arbeit neu zu formieren und auszuweiten. Von jetzt an wurden neben den jährlichen Seminaren jedes Jahr auch ein- oder zweitägige Konsultationen zur Theoriebildung durchgeführt, Publikationen wurden herausgegeben (eine Schriftenreihe) und Studienreisen organisiert. Neben dem Vorstand wurde die

Planungsgruppe zur Vorbereitung der Seminare erweitert und ein Redaktionskreis für die Publikationen gebildet. Der Kreis der Mitarbeitenden vergrößerte sich und wurde international.

Die Gründung von SIPCC fand während des 9. Internationalen Seminars zum Thema „*Seelsorge und Beratung in postmoderner Zeit – Menschenbilder und Lebensgeschichten in verschiedenen Kulturen und Religionen*“ statt. Zum ersten Mal stellten wir uns thematisch der Frage, wie es zu bewerten sei, dass wir in einer Welt leben, die sich auf allen Feldern immer weiter differenziert. Es gibt eben nicht mehr die eine „große Erzählung“, die eine verbindliche Sichtweise der Dinge, sondern vielfältige Gesichtspunkte aus verschiedenen Perspektiven. Den Teilnehmenden ging es dabei unterschiedlich: Manchen war eine Welt mit so vielen Optionen unheimlich, für andere wirkte sie befreiend. Und wir stellten fest, dass diese Empfindungen beileibe nicht nur individuell, sondern stark kulturell geprägt sind. Es gibt Kulturen, in denen die kulturelle und religiöse Differenzierung eine lange Tradition hat und selbstverständlich ist, es gibt andere, die Differenz ängstlich betrachten. Auch der Zugang zu einer interkulturellen Betrachtung von Seelsorge und Beratung ist in manchen Ländern – etwa den USA, Großbritannien oder Singapur – viel selbstverständlicher als etwa in Deutschland oder in osteuropäischen Ländern.

9.1 Beginn eines interreligiösen Dialogs

1995 kamen zum ersten Mal Buddhisten zum Seminar, und zwar aus Thailand. Dies hat intensiv und lange nachgewirkt. Ein buddhistischer Mönch hielt einen Workshop zu spiritueller Heilung und bot Meditationen an. Es war interessant zu sehen, wie dieser heilige Mann eine Aura um sich schuf und damit beeindruckte. Er durfte nicht berührt werden, Frauen durften nicht neben ihm sitzen, er durfte nur zu bestimmten Zeiten essen und musste Reinigungsriten einhalten. Besonders schwierig wurde es, als er sich eine Erkältung zuzog und gepflegt werden musste – und da Frauen an sich heran lassen musste. Auf jeden Fall sah ich hier mit Erstaunen, wie klar und bestimmt Einstellungen und Glauben gelebt wurden, ohne einengend auf andere zu wirken.

Zwei Jahre später ist dann eine kleine Gruppe bei der ersten Studienreise von SIPCC nach Thailand gefahren, um dort ursprüngliche und traditionelle Heilungsmethoden kennen zu lernen und zu erleben und auch die Freunde zu besuchen, die nach Deutschland gekommen waren. Diese Reise hat mir neue Sichtweisen dafür erschlossen, wie Heilung geschehen kann und wie Menschen mit völlig anderen Vorstellungen vom Menschen und von der Welt wirken können. Ich erlebte, wie Meditation, Massage und gesunde Ernährung einem querschnittsgelähmten Mann halfen, beweglicher zu werden, oder wie ein buddhistischer Mönch mit Meditation und Anleitung Drogensüchtige und Verängstigte heilte und Eheprobleme löste.

9.2 Die Bedeutung der Geisterwelt

Im Seminar 1995 hielt Dr. Robert Solomon aus Singapur einen für mich wichtigen Vortrag über Seelsorge im asiatischen Kontext³. Er kam darin auf das Verständnis von Geistern zu sprechen, das in Asien und anderen Kulturen sehr ausgeprägt ist und immer stärker in den Vordergrund kommt, gerade auch in christlichen Gemeinden. Immer mehr Pastoren und Gemeindeglieder greifen zum Mittel des Exorzismus, auch im modernen Singapur. Aber ist das Seelsorge? Was sollen wir damit? Auf jeden Fall stellen die „Geister und Mächte“ die Frage danach, wovon Menschen gefangen genommen werden und wie sie frei werden können. Welche Bedeutung solche Fragestellungen für uns in Seelsorge und Beratung haben oder ob wir sie ohne weiteres abtun dürfen, dazu bedarf es noch mancher Debatten und Diskussionen.

Ich brauche die inhaltlichen Beiträge dieses Seminars und der folgenden Seminare nicht zu skizzieren, sie liegen in den Heften der Schriftenreihe *Interkulturelle Seelsorge und Beratung* vor, die im Jahr 1996 begonnen wurde⁴. Ich möchte aber erwähnen, dass jetzt die Diskussion um das Selbstverständnis von interkultureller Seelsorge an Schubkraft gewann, gerade auch durch die *Konsultationen*. Ein Höhepunkt dazu war sicherlich die Konsultation 1998 in Lakitelek, Ungarn, wo Emmanuel Lartey uns sein Buch *In Living Colour* vorstellte, das sich sehr intensiv mit Seelsorge und Interkulturalität auseinandersetzt⁵. Zum ersten Mal hat sich hier ein Pastoraltheologe aus Afrika zu diesem Thema in das Gespräch direkt eingemischt, nachdem es bis dahin von den nordamerikanischen Kolleginnen und Kollegen literarisch geführt wurde. Ausführlich setzt sich Emmanuel Lartey mit dem bahnbrechenden Buch von David Augsburg *Pastoral Counseling Across Cultures* auseinander⁶ und entwickelt eine seelsorgliche Hermeneutik aus der Befreiungstheologie.

10 Auseinandersetzungen zum Thema Gewalt

Die drei nächsten Seminare setzten sich besonders intensiv mit dem Thema Gewalt auseinander. Während des Seminars in Ustrón (Polen) 1996 besuchten wir das ehemalige Konzentrationslager Auschwitz.⁷ Es waren sehr bewegende Momente, diese Stätte des Grauens und Mor-

³ Vgl. dazu auch den Beitrag von R. Solomon in diesem Handbuch, 202-215.

⁴ *Interkulturelle Seelsorge und Beratung* (englische Ausgabe: *Intercultural Pastoral Care and Counselling*), Düsseldorf: SIPCC 1996ff (bisher 8 Nummern erschienen).

⁵ Emmanuel LARTEY, *In living colour. An intercultural approach to pastoral care and counselling*, London: Cassell 1997.

⁶ David W. AUGSBURGER, *Pastoral counseling across cultures*, Philadelphia: Westminster Press 1986.

⁷ Vgl. *Interkulturelle Seelsorge und Beratung* (a.a.O.), Nr. 2, 1997.

dens mit Menschen aus sehr unterschiedlichen Ländern zu durchwandern und ihre Nähe zu spüren. Natürlich kamen Fragen nach Tätern und Opfern, nach Schuld und Vergebung, Scham und Reue, und alle konnten wir mit großem Ernst und in großer Offenheit aussprechen und teilen. Geschichten von Unrecht, Unterdrückung, Vertreibung und Tod aus vielen Ländern der Welt wurden teilweise sehr persönlich erzählt, am Ort vom Verbrechen ohne Beispiel wurde die Allgegenwart der Sünde und des Todes präsent. In einem Gottesdienst am Schluss des Tages voller Erschütterungen reichten wir uns die Hände – ein Zeichen, dass Menschen aus unterschiedlichen Weltgegenden angesichts vergangener und gegenwärtiger Gewalt aneinander gegenseitig Seelsorge getan hatten und tun konnten.

Die nächste Konsultation 1997 mit Prof. Dr. James Poling aus Chicago hatte den Titel *Traumatisierung und Heilung*. Jim Poling hat im Bereich von Vergewaltigung und seelsorglicher Arbeit mit den Tätern sehr intensiv gearbeitet und publiziert und schärfte uns ein, wie wichtig es ist, die Täter auf keinen Fall aus ihrer Verantwortung für ihre Tat zu entlassen, gerade aus seelsorglichen Gründen. Dies bedeutet aber eine sehr intensive emotionale Auseinandersetzung, weil es auch darum geht, die eigene Verachtung den Tätern gegenüber zu bearbeiten, um so mit den Tätern deren Selbstverachtung aushalten und im günstigen Falle ansatzweise überwinden zu können. Das auf diese Konsultation folgende Seminar beschäftigte sich mit der Theorie des Kulturanthropologen René Girard über die Entstehung und Überwindung von Gewalt. Wir versuchten, seine Gedanken fruchtbar zu machen, um auch für die Seelsorge zu verstehen, wie Gewalt entsteht, wie es dazu kommt, dass ganz bestimmte Personen oder Gruppen zu Opfern gemacht werden, und wie es möglich wird, Gewalt zu überwinden.⁸

Im Seminar 1998 in Ungarn führten uns die Gastgeber in ihre Geschichte aus Unterdrückung und Zersplitterung ein – und setzten Geschichten der Hoffnung dagegen. Wie kann sich Seelsorge noch deutlicher mit Gewalt auseinandersetzen und sich gegen Gewalt einsetzen? Das ist mit die wichtigste Frage einer interkulturellen Seelsorge.

11 Eine erste Definition von Interkultureller Seelsorge und Beratung

Die Fragen, wie Interkulturalität zu verstehen und Interkulturelle Seelsorge zu umschreiben sei, ist in Seminaren und anderen Treffen häufig diskutiert worden. Die Planungsgruppe hat inzwischen folgendermaßen formuliert:

⁸ Beiträge der Konsultation und des Seminars sind dokumentiert in: Gewalt und Opfer (Interkulturelle Seelsorge und Beratung, Nr. 4), Düsseldorf: SIPCC 1998.

Interkulturalität

- bezeichnet Begegnung und Austausch zwischen Kulturen – bei Bewahrung der eigenen kulturellen Identität;
- nimmt die kulturelle Vielfalt der Menschen, Völker und Gruppen wahr und würdigt sie – was gerade in Zeiten der Globalisierung und kulturellen Nivellierung von Bedeutung ist;
- erkennt, dass Menschen in vieler Hinsicht gleich sind – und arbeitet deshalb daran, rassistische, sexistische und andere menschenverachtende Einstellungen zu überwinden;
- begreift menschliche Verhaltensweisen, Einstellungen, Überzeugungen und religiöse Glaubensaussagen von den jeweiligen geschichtlichen und räumlichen Lebenszusammenhängen her (Kontextualität);
- fordert heraus, Fremdheit anzuerkennen und einen Dialog mit Fremden zu führen;
- deckt auf, wie sehr Menschen, Kulturen und Völker aufeinander Einfluss nehmen – und zwingt, den eigenen Lebensstil kritisch zu hinterfragen;
- regt an, Menschen aus anderen Kulturen in der eigenen Nachbarschaft angstfreier, mit weniger Vorurteilen und hilfreicher zu begegnen;
- sieht jeden einzelnen Menschen als unverwechselbare Person mit seiner eigenen Würde.

Interkulturelle Seelsorge und Beratung

- verbindet Interkulturalität mit religiösen Wahrheiten, christlichem Glauben und psychosozialen Erkenntnissen;
- hilft Personen, die in Seelsorge, Beratung, Therapie und anderen helfenden Berufen arbeiten, ihre Professionalität mit ihrer kulturellen Identität zu verbinden;
- entwickelt Einstellungen und Methoden, Menschen aus verschiedenen Kulturen auf kompetente und professionelle Weise Lebensbegleitung anzubieten.

Wahrscheinlich ist aber interkulturelle Seelsorge und Beratung noch weiter zu fassen:

- Es geht um kompetente Seelsorge mit Menschen aus anderen Kulturen – und dazu brauchen wir in Deutschland besonders viel Nachhilfeunterricht.
- Es geht darum, die Vielfalt der „Kulturen“ und Milieus in unserem eigenen Umfeld zu entdecken – etwa die Lebenswelten von Jugendlichen, von Angehörigen der sozialen „Unterschicht“, von Menschen, die im Beruf stark gefordert werden und vielen anderen. Seelsorge und Beratung brauchen inhaltliche und methodische Differenzierung und Vielfalt, um für unterschiedlich geprägte Menschen in unterschiedlichen Situationen hilfreich werden zu können.
- Es geht darum, wahrzunehmen und aufzunehmen, wie in anderen Kulturen und Religionen Seelsorge, Beratung und Hilfe für Menschen ausgeübt wird – und vieles davon stellt unsere Praktiken und Methoden in Frage und regt an, Neues auch in unserem Kontext zu bedenken.

Auf jeden Fall brauchen wir in Seelsorge und Beratung mit Menschen aus anderen Kulturen und Milieus neue Perspektiven für eine ganze Reihe von Themen wie Sprache, Familie, Rolle der Geschlechter, Auto-

rität, Arbeitswelt und ökonomische Verhältnisse, Gewalt, Werte, Religion, Gesundheit und Krankheit, da diese sehr vielfältig ausgeformt sind.

12 Interkulturelle Seelsorge und Beratung – eine „psychokulturelle“ Sicht

Interkulturelle Seelsorge braucht „neue Augen und Ohren“ dafür, aus welchen Traditionen und Werten Menschen leben und wie sie sich damit auseinandersetzen. Christoph Morgenthaler schreibt in seinem Buch *Systemische Seelsorge* unter der Überschrift *Einzelne Menschen und ihre Systeme*: „In systemischer Seelsorge geht es weder darum, den einzelnen Menschen im System aufgehen zu lassen, noch ihn als unbeschränkt autonom in seinen Systemen zu sehen und zu denken.“⁹ Diese Betrachtung möchte ich für eine interkulturelle Seelsorge übernehmen: Es wird darum gehen, eine *psychokulturelle* Sichtweise für Seelsorge und Beratung zu entwickeln und sensibel zu werden für die kulturellen Zusammenhänge, in denen Menschen leben und von denen sie geprägt sind. Erst dann werden sie gewürdigt, und erst dann kann ihnen entsprechend beigestanden werden. Diese Sicht aber ist verbunden mit theologischen Einsichten, nämlich

- dass sich das Bild des menschengewordenen Gottes in den Frauen und Männern, den Kindern und Alten, den Lachenden und Weinenden aller Kulturen zeigt und wir ihnen zu Nächsten werden können und sollen,
- dass Gott nur in und durch Kultur erkannt und geglaubt werden kann und es von daher immer wieder nötig ist, die Frage nach Gott und Kultur zu stellen, und
- dass Gott kulturstiftend auf ein Reich hin wirkt, in dem die Fülle des Lebens Raum und Zeit bekommt.

⁹ Chr. MORGENTHALER, *Systemische Seelsorge. Impulse der Familien- und Systemtherapie für die kirchliche Praxis*, 2. erw. Aufl., Stuttgart u.a.: Kohlhammer 2000, 75.